

Andrej Platonow: „Der Staatsbewohner“

Von Menschen, die dem Staat gehören

Von Cornelius Wüllenkemper

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 22.12.2025

Andrej Platonow galt unter anderem dem Dichterfürsten Maxim Gorki als Ausnahmetalent der modernen russischen Literatur. Wieso seine Karriere bereits früh beendet wurde, führen jetzt drei neu übersetzte satirische Erzählungen vor Augen.

Joseph Stalin persönlich hatte Andrej Platonows 1931 gedruckte Erzählung „Zu Gute“ mit wütenden Kommentierungen versehen. Der Autor sei eine „Dumfbacke“, ein „konterrevolutionärer Trottel“, der nicht Russisch schreibe, „sondern irgendein Gebrabbel“. Die Wut des klein gewachsenen Großdiktators dürfte nicht nur Platonows Verulkung neuer technokratischer Sprachgebilde geschuldet gewesen sein, sondern vor allem der satirischen Darstellung realsozialistischer Lebenswirklichkeiten. „Zu Gute“ handelt von einem „seelenguten, armen Mann, der aus dem Kapitalismus kam“, und der, wie es heißt, gerade deswegen „jeden Egoismus und jede Selbstachtung ablegte“. Auf einer Reise durch die russische Provinz will dieser Geläuterte sich ein Bild machen von den Errungenschaften der russischen Revolution:

„Dieser Wanderer über das Kolchosland hatte eine kostbare Eigenschaft, derenthalben wir sein Auge für die Beobachtung ausgewählt haben, und zwar: er war fähig, sich zu täuschen, aber er konnte nicht lügen und behandelte den ganzen gewaltigen Umstand der sozialistischen Revolution so behutsam und keusch, dass er sein Leben lang keine Worte finden konnte zur Erklärung des Kommunismus im eigenen Verstand.“

Scheitern an der künstlichen Sonne

Worte, die den Geist des Kommunismus, sein Ziel und den Weg zu ihm erklären könnten, haben in Platonows Erzählungen allenfalls diejenigen Menschen, die die abstrakten ideologischen Phrasen der Parteilinie nachbeten. In der Erzählung „Zu Gute“ reist der Wanderer, der alsbald aus der Ich-Perspektive berichtet, zu unterschiedlichen Kolchosen in der zentralrussischen Steppe. Als Elektrotechniker legt er hier und da selbst Hand an den revolutionären Fortschritt und versucht gar – allerdings vergeblich –, mit dem Kolchosenleiter eine künstliche Sonne in Gang zu bringen.

Andrej Platonow

Der Staatsbewohner

Aus dem Russischen
von Gabriele Leupold

Suhrkamp Verlag, Berlin

205 Seiten

25 Euro

„Die Staatsmacht ist bei uns ganz wissenschaftlich, aber die Sonne scheint nicht!‘ ,Sabotage wahrscheinlich!‘

„Was haben wir gebaut und gedacht – wir werden kein trübes Wetter haben, Blumensträuße werden sprießen, und sie steht kalt da.‘

„Das ist ja ein Jammer! Wenn du aufstehst und schaust, und sie scheint nicht, dann grämst du dich vom Kopf bis zum Boden!‘

„Unsere Alten hier haben aufgehört an Gott zu glauben, aber als die Sonne nicht anging, fingen sie wieder an, sich zu bekreuzigen.“

Platonows satirische Szenen sind plastisch, beißend und dialogstark, und das wirkt ungemindert auch fast einhundert Jahre nach ihrem Erscheinen. Schlechter gealtert ist die Struktur seiner Langerzählung.

Das automatische Wachsen staatlichen Glücks

In Episoden führt er die technische Rückständigkeit und Ineffizienz der Kollektivierung, die ideologische Starre und ausufernde Bürokratie vor. Langatmig wirken zuweilen die detaillierten Betrachtungen über Organisationsformen und Entwicklung der Kolchosen. Sie verdeutlichen Platonows Grundaussage: Das neue Staatssystem, seine Ideologie und Sprache, kamen bei den Bauern der Provinz, wenn überhaupt, nur als unverständliche Befehle der Obrigkeit an. In der titelgebenden Geschichte „Der Staatsbewohner“ persifliert er etwa das „automatische Wachsen staatlichen Glücks“ trotz mangelnder Trinkwasserversorgung und haarsträubender hygienischer Umstände. Durst wird hier sarkastisch gleichgesetzt mit einer „höheren Lebensintensität“. In der Erzählung „Makar, wie er zweifelt“ sinniert Platonows schelmenhafter Antiheld dann darüber, wieso es auf dem Lande nur Stroh, Lehm, Holz und Hanf, aber kein Eisen gibt.

„Zu Hause trank Makar vor Schwerkut Wasser und bemerkte den herben Geschmack jenes Wassers. „Bestimmt gibt es auch deshalb kein Eisen“, Makar fiel etwas ein, „weil wir es mit dem Wasser trinken.“

So wie seine ebenfalls in Ungnade gefallenen Zeitgenossen Michael Bulgakov und Isaak Babel – letzterer wurde 1940 hingerichtet – versuchte auch Andrej Platonow zeitlebens, die Gunst der Herrschenden wiederzugewinnen.

Angst als Machtinstrument – bedauerlich aktuell

Das zeigen nicht nur die unvermittelt in seine Geschichten eingefügten Lobpreisungen der Revolution, sondern auch die unterwürfigen Briefe, die er auch an Stalin persönlich richtete. Sie sind im umfänglichen Anhang des Erzählbandes nachzulesen, der auch eine detaillierte Kommentierung so wie ein Nachwort der Übersetzerin Gabriele Leupold enthält. Ihre Übertragung liest sich sprachlich zeitgemäßer, zuweilen aber auch umständlicher als die mittlerweile vergriffene Erstübersetzung von 1987. Manche Satzkonstruktion bleibt gar unverständlich, wobei auch das russische Original sprachliche Unebenheiten aufweist, die Platonow entweder versehentlich unterliefen oder die er absichtlich einbaute, um den gewaltvollen Umbau der Sprache zum Agitationsmittel darzustellen.

Andrej Platonows Geschichten über Menschen, die einem Staat gehören, in dem abweichende Meinungen drakonisch unterdrückt werden und Angst das wichtigste Machtinstrument ist, wirken gerade heute bedauerlich aktuell.